Zeitschrift: Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Herausgeber: Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Band: 12 (1905)

Heft: 12

Artikel: Schillers Weltanschauung

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-528749

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

* Schillers Weltanschauung.

Zur Einleitung des Schillerjubiläums hielt letzthin auf der freien Konferenz der Geistlichen des Kapitels Rottenburg der Hochw. Domkapitular Dr. Herter, früher selbst gefeierter Lehrer der Literaturgeschichte am Gymnasium in Ehingen, einen zeitgemäßen Vortrag über „Schillers Weltanschauung", dem wir die nachstehenden leitenden Sätze entnehmen:

Am 9. Mai d. J. werden es hundert Jahre, daß Schiller unerwartet schnell aus seinem dichterischen Schaffen herausgerissen wurde, und bereits rüstet sich ganz Deutschland für eine würdige Zentenarfeier dieses Ereignisses. Ein Dichter, der noch hundert Jahre nach seinem Tode von einer ganzen Nation gefeiert wird, muß Hervorragendes geleistet haben; denn sonst ist auch bei Dichtern Vergessenheit das gewöhnliche Los. Schon sind die verschiedensten Parteien geschäftig daran, den Dichter als den Ihrigen zu reklamieren: Demokraten und Sozialdemokraten betrachten ihn so gut wie die Liberalen als den Vertreter ihrer Weltanschauung. Daß der Protestantismus ihn in ganz besonderer Weise für sich beansprucht, kann uns kein Wunder nehmen; aber es hat auch nicht an Stimmen gefehlt, die ihn, wie z. B. Daumer, wenigstens für seine letzten Jahre, wenn nicht für einen offenen, so doch für einen geheimen Katholiken angesehen haben. Schon diese Mannigfaltigkeit der Rechtsansprüche beweist, daß unser Dichter sich in seinen Welt- und Lebensanschauungen nicht immer gleich geblieben sein kann, sondern eine längere Entwidlung durchgemacht haben muß.

Als Erbteil vom Elternhaus, besonders von seiner verständigen und frommen Mutter, bekam der junge Friedrich Schiller Frömmigkeit und Religiösität fürs Leben mit. Des Knaben sehnlichster Wunsch war der, einmal Prediger zu werden, und im kindlichen Spiel liebte er es, als Prediger vor den andern Knaben aufzutreten. Im Haus des guten Pastors Moser im Lorch wurde er in seinem Vorhaben bestärkt, und auch in Ludwigsburg blieb er trotz des Einflusses des dortigen Superintendenten Zilling seinem Vorsatze treu.

Ein vollständiger Umschwung vollzog sich aber in dem religiösen Leben und Glauben Schillers, als er im Jahre 1773 in die „Hohe Karlsschule" eintrat, der er sieben Jahre als Student der Jurisprudenz und später der Medizin angehörte. Aus dem früher so frommen Knaben ist hier ein rationalistischer Freigeist geworden. Und welches waren die Ursachen dieses Umschwunges? Es war ja damals die Zeit der sogen. Aufklärung, die das Christentum seines übernatürlichen

Gehaltes beraubte und eine Humanitätsreligion an dessen Stelle setzte. Kaum gab's darin noch einen Platz für einen persönlichen Gott, für den man zu den vagen Bezeichnungen: „guter Geist", „Allumfasser" und ähnlichem seine Zuflucht nahm. Das war die religiöse Atmosphäre, die Schiller in der Karlsschule umgab, und die durch ungezügelte Lektüre immer neue Nahrung fand. Besonders Rousseau wurde so recht der Philosoph des jungen Schiller, wie später Kant der des Mannes geworden ist. So wird man es verstehen, daß bei einem unerfahrenen, aber mit glühender Phantasie begabten jungen Mann im Zeitraum von sieben Jahren eine völlige Änderung der Anschauungen eintreten mußte, von der uns sein erstes Drama, „Die Räuber", ein erschreckendes Zeugnis gibt. Für des Dichters religiöse Anschauung kommt vor allem die erste Szene im 5. Akt in Betracht. Die Worte, die er hier dem Pastor in den Mund legt und die den Glauben an einen Gott, an die Unsterblichkeit der Seele und an eine Vergeltung im Jenseits zum Ausdruck bringen, dürften so ziemlich den Inhalt seiner damaligen Glaubensüberzeung enthalten. Es ist wahrlich mager genug; aber ein vollständiger Ungläubiger war Schiller doch nicht. Auch mochte dieser Glaube wohl noch hinreichen, um den Dichter vor gänzlicher sittlicher Verirrung zu bewahren. Die zwei nächsten Stücke: „Fiesko" und „Kabale und Liebe" gehören noch der gleichen Sturm- und Drangperiode des Dichters an und führen uns in sittlich-religiöser Hinsicht nicht über den Anschauungskreis der „Räuber" hinaus.

Unterdessen war Schiller nach Leipzig gekommen, wohin der damalige Privatdozent Körner, der Vater des Dichters Theodor Körner, den stellenlosen Literaten eingeladen hatte. Der Verkehr in diesem ihm so freundlich entgegenkommenden Haus lenkte auch seine Anschauungen wieder in ruhigere Bahnen, und für seine dichterische Tätigkeit setzt man in diese Zeit die zweite Periode an. Sein nächstes großes Drama, „Don Carlos", zeigt schon den wesentlichen Unterschied gegen früher: jetzt will er die gegenwärtige Welt nicht mehr zertrümmern, sondern durch die „Gedankenfreiheit" reformieren. Das ist ja auch der Lieblingsgedanke unseres Liberalismus und der Hauptgrund, weshalb dieser den Dichter für sich in Anspruch nimmt. Vielleicht nicht mit Unrecht: wenigstens ist dem heutigen Liberalismus ein gegen das Christentum überhaupt und gegen die katholische Kirche ganz besondere Feindseligkeit zur zweiten Natur geworden. Aber auch bei Schiller finden wir in diesem Drama Töne angeschlagen, so gehässig und bitter gegen die katholische Kirche, wie wir sie in seinen Jugenddramen nicht finden. Gleichen Geistes sind seine prosaischen Schriften aus dieser Zeit, vor

allem der unvollendet gebliebene Roman „Der Geisterseher“ mit seinen Ausfällen gegen die List und Gewalt der katholischen Kirche. Aber obwohl diese Schrift vom Publikum völlig verschlungen wurde, brachte er es nicht über sich, sie zu vollenden; der Stoff widerte ihn in späteren Zeiten geradezu an, ein Beweis, daß den nach Höherem strebenden Dichter eine so leichte Ware auf die Länge nicht befriedigen konnte.

In dem dichterischen Schaffen Schillers tritt nun eine längere Pause ein. In richtiger Selbsterkenntnis fand er in dem geistigen Schatz seiner Kenntnisse ein nicht unerhebliches Defizit, und er faßte darum den Entschluß, für eine Reihe von Jahren auf das Dichten zu verzichten und dafür diese Zeit zu ernsten Studien zu benützen. Vor allem und zwar noch ehe er das Dichten einstellte, beschäftigte er sich wieder mit den alten Klassikern, besonders mit den griechischen Dichtern. Für unsern Zweck haben wir hier es zu tun mit einem noch im Jahre 1788 erschienenen Gedicht „Die Götter Griechenlands“, das ein ungewöhnliches Aufsehen erregte und die verschiedensten Beurteilungen gefunden hat. Es wird darin geschildert, wie schön es auf der Welt gewesen, als sie noch von den griechischen Göttern belebt war; wie nüchtern jetzt, wo diese Götterwelt untergehen mußte, um einen zu bereichern. Unzweifelhaft verrät das Gedicht eine dem Christentum durchaus feindselige Gesinnung. Daß es aber dem Dichter gerade um die Wiederherstellung des griechischen Götterglaubens zu tun gewesen, glaubt heutzutage wohl niemand mehr. Selbst Pater Baumgartner glaubt, ihn einigermaßen entschuldigen zu können, indem er bemerkt: „Als Künstler fand Schiller die Lichtseiten der griechischen Mythologie schöner als das abgeblaßte, verstümmelte Christentum, wie es in seinem Bekenntnisglauben vor ihm stand. Und als Künstler hatte er in gewissem Sinne recht.“

Doch damit kommen wir auf die Idee, die dem Dichter für sein ganzes Leben gleichsam als erster Glaubenssatz galt: daß die Kunst die Erzieherin der Menschheit sei. Wer das Christentum abweist, muß nach Surrogaten suchen, und ein solches war für Schiller die Kunst. In bedeutsamer Weise hat er diesem Gedanken in seinem Gedicht „an die Künstler“ Ausdruck verliehen: „Der Menschen Würde ist in eure Hand gegeben. Bewahret sie! Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich erheben.“ Daß er aber unter den Künsten der Dichtkunst einen hervorragenden Einfluß zuschreibt, versteht sich bei einem Dichter von selbst, insbesondere ist es ihm die Schaubühne, die „mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staates eine Schule praktischer Weisheit, ein Wegweiser durch das Leben, ein Schlüssel zu den Zugängen der menschlichen Seele sei.“

Von Schillers sonstigen wissenschaftlichen Studien ist vor allem seine Beschäftigung mit der Geschichte zu nennen, als deren Früchte „Der Abfall der Niederlande“ und „Der dreißigjährige Krieg“ anzusehen sind. Von eigentlichem Quellenstudium ist die Darstellung nicht beeinflußt; auch die sekundären Quellen sind nur flüchtig benützt. Daß dabei von einer unparteiischen Geschichtschreibung keine Rede sein kann, versteht sich von selbst, und fast jedes Blatt dieser historischen Arbeiten gibt Zeugnis hievon. Wer es darauf absehen wollte, Schiller als Katholikenfeind darzustellen, findet in diesen Werken eine reiche Auswahl. Doch darf dabei nicht verschwiegen werden, daß Schillers Rationalismus sich in jener Zeit bereits nicht mehr scheute, die Grundlagen des Christentums selbst anzugreifen. Wie er mit der Bibel umgeht, beweisen die beiden im Jahre 1790 erschienenen Abhandlungen über „die erste Menschengesellschaft“ und „über die Sendung Moses“, den er ganz unverblümt als einen listigen Betrüger erscheinen läßt.

Professor ohne Gehalt in Jena geworden, warf sich Schiller mit der ihm eigenen Energie auf das Studium der Kantschen Philosophie, deren Ideen sich in einer ganzen Reihe von Schillerschen Gedichten wiederspiegeln. Wenn z. B. Schiller in den „drei Worten des Glaubens“ sagt, daß diese Worte nicht von außen herstammen und nur das Herz davon Kunde gebe, so ist das nichts anderes, als eine poetische Umschreibung von Kants weniger poetischem „Postulat der praktischen Vernunft“. Der Kantsche Gedanke, daß es dem Menschen versagt sei, in die übersinnliche Welt einzudringen, kehrt bei Schiller oft wieder, so im „verschleierten Bild von Sais“, in „Kassandra“, in „Pilgrim“. Zahlreich sind die Gedichte, die diesen Kantstudien ihre Entstehung verdanken; doch geben sie alle Zeugnis von dem sittlichen Ernst, der unsern Dichter erfaßte und mehr und mehr erfüllte. Freilich: zum Glauben konnte ihm Kant nicht verhelfen, und im Grund genommen huldigt der eine wie der andere einem idealen Pantheismus. Ob Schiller je hievon zurückgekommen sei, ist schwer zu sagen; dagegen läßt sich nicht verkennen, daß Schillers frühere Schärfe gegen das Christentum überhaupt und gegen die katholische Kirche insbesondere in den letzten Jahren seines Lebens sich wesentlich gemildert hat.

Viele Umstände trugen dazu bei, vor allem, daß seit seiner Vermählung mit Charlotte von Lengenfeld sein sittliches Leben als ein durchaus geordnetes bezeichnet werden muß: das ist aber fast immer die Voraussetzung einer vorurteilslosen Beurteilung des Christentums Um wieviel milder und gerechter er jetzt Christentum und Kirche beurteilt, ersehen wir bereits aus dem 1792 geschriebenen Vorwort zur

Geschichte des Maltheserordens: „Wer," so schreibt er hier, „der diese Löwen im Gefecht an den Krankenbetten bei den Werken der Barmherzigkeit überrascht, kann sich einer innigen Rührung erwehren?" Das klingt doch wesentlich anders als früher.

Dazu kam noch ein anderes: das war der Verlauf der französischen Revolution. Anfangs hatte ihr Schiller mit vielen andern zugejauchzt; aber bald sah er ein, daß er sein früheres Bild vom Ideal der Freiheit erheblich retouchieren müsse, was bekanntlich im Lied von der Glocke in ausgiebigster Weise geschah.

Das sind lauter Anzeichen einer nicht zu verkennenden Revision der bisherigen Anschauungen des Dichters. Dazu kam noch im Jahre 1794 die Annäherung der bisher einander kühl entgegenstehenden Dichter Göthe und Schiller. Freilich in religiöser Beziehung konnte Schiller von Göthe kaum eine Förderung erfahren; aber Göthes ruhige und kühle Art, die Dinge zu betrachten, wie sie sind, ist doch nicht ganz ohne Einfluß auf unsern Dichter geblieben. Die Früchte dieser Verbindung blieben nicht aus. Das Jahr 1798 brachte uns von Schiller eine Reihe der herrlichsten Schöpfungen, die ihn zum populärsten Dichter Deutschlands gemacht haben. Unter den vielen Balladen dieser Zeit findet sich aber auch nicht eine, die in irgend einer Weise dem Christentum nahetreten würde; im Gegenteil, gerade christkatholische Stoffe sind von ihm aufgegriffen und mit sichtlicher Liebe ausgearbeitet worden. So die bekannte Ballade „Der Gang zum Eisenhammer" mit ihrem „Ton christlich-katholisch-altdeutscher Frömmigkeit" (Körner); „Der Kampf mit dem Drachen"; „Der Graf von Habsburg", in dem des Kaisers fromme Verehrung gegen die Eucharistie in einem so schönen Zug uns entgegentritt: lauter Schöpfungen, die den Schluß auf eine sympathische Stimmung des Dichters gegen den Katholizismus von selbst nahe legen.

Nach zwölfjähriger Pause kehrte der Dichter wieder zur Dichtungsart seiner Jugend zurück. Aber welch' gewaltiger Unterschied zwischen einst und jetzt nach Form und Inhalt! Rasch nacheinander erschienen „Wallenstein", „Maria Stuart", „Jungfrau von Orleans", „Braut von Messina", „Wilhelm Tell"; und wir Kathliken haben keinen Grund, mit dem Dichter unzufrieden zu sein. Besonders trifft dies zu bei „Maria Stuart" und bei „Jungfrau von Orleans". Es war von Schiller ein gewagtes Unternehmen, diese beiden Persönlichkeiten auf die Bühne bringen. Denn Maria galt allgemein als Gattenmörderin. Aber obwohl auch Schiller sie als Schuldige hinstellt, so versteht er es doch, sie durch ihre Leiden uns menschlich nahe zu bringen und schließlich als

Märtyrin ihres Glaubens vor Augen zu führen. Noch mehr war die Jungfrau von Orleans durch die Darstellung Voltaires in seiner „Pucelle“ in den gemeinsten Schmutz herabgezogen worden. Können wir uns auch mit der Art und Weise, wie Schiller in diesem Stück den Knoten zu lösen versucht, nicht ganz einverstanden erklären, so ist es ihm doch gelungen, für die gottbegeisterte Jungfrau wieder Sympathien zu gewinnen. Auch in den anderen Stücken finden sich da und dort katholische Anlehen. Woher hätte z. B. Schiller die Figur des Kapuziners in „Wallensteins Lager“ genommen, wenn nicht Abraham a Santa Clara ihm zu Gebote gestanden wäre? Wenn im „Wilhelm Tell“ nach Geßlers Tod die Barmherzigen Brüder mit ihrem ernsten Liede auftreten: „Rasch tritt den Tod den Menschen an“ — so muß das auf die Zuhörer einen gewaltigen Eindruck machen.

Trotzdem wäre es verfehlt, aus solchen katholisierenden Anklängen sofort den Schluß ziehen zu wollen, als wäre Schiller in seinen letzten Jahren wenigstens im Innern ein Katholik gewesen. Man darf nicht übersehen, daß man es an solchen Stellen mit dichterischen Ergüssen zu tun hat, aus denen für des Dichters dauernde persönliche Überzeugung sich kein sicherer Schluß ziehen läßt; nur soviel kann man daraus folgern, daß er dem Christentum nicht mehr so unfreundlich gegenüberstehen kann wie früher. Was ihn dem Christentum und speziell dem Katholizismus in den letzten Jahren näher brachte, ist lediglich seine ästhetische Betrachtungsweise. In seiner monistischen Weltanschauung ist schwerlich schon eine Änderung eingetreten; ob es später geschehen wäre, ist im Grunde eine überflüssige Frage.

Darnach dürfte die Frage: dürfen wir Katholiken von Schiller sagen: er war unser? — nicht schwer zu beantworten sein. Seiner Weltanschauung nach gehört er ohne Zweifel nicht zu uns, überhaupt nicht zum Christentum. Aber als Dichter ist er dem Christentum doch immer näher getreten, und speziell aus dem Katholizismus hat er manches wertvolle Anlehen gemacht und ist so unser Schuldner geworden. Sonst wird der letzte Willen eines Mannes für heilig gehalten; sollte es nicht auch so sein mit den letzten Anschauungen eines Mannes wie Schiller? Ja, wenn alle diejenigen, die in der nächsten Zeit unsern Dichter feiern werden, so wohlwollend gegen uns gesinnt wären, wie er es in seinen letzten Jahren unzweifelhaft war, so könnten wir getrost den Schiller-Feiern entgegensehen.